

# Kampf um Michael

## Hölle und Himmel eines Verbannten

Hörberrechtschuh Roman-Verlag A. Schwingerstein, München

Roman von L. Schubley

### 8. Fortsetzung.

In Sewastopol angelangt, stellte er sein Pferd in einer am Rande der Stadt gelegenen Laverne ein. Die Stadt war überfüllt mit Flüchtlingen. Man kämpfte auf Leben und Tod um einen Platz auf einem der armlastigen Raddampfer der türkischen Linie. Es wimmelte von den roten Agenten Moskaus. Mord und Verschleppung waren an der Tagesordnung.

Die Preise waren ins Phantastische gestiegen und für Lebensmittel bezahlte man wahnwitzige Preise, von Unterkunft ganz zu schweigen. Da es zum Glück in der Arim schon Frühling war, blieben die meisten Flüchtlinge im Freien. Sie kampierten des Nachts auf den freien Plätzen und zu Hunderten auf dem sandigen Strande der Meeresküste.

Mit wenig Hoffnung hatte sich Michael auf den zwei Stunden langen Weg gemacht, der an dem herrlichen Strande entlang zu der Sevilla führte. Das schöne einstöckige Gebäude, im landschaftlichen Stil erbaut, lag inmitten eines kleinen Parks von Zypressen, Mandeln und Olivenbäumen. Als Michael den Det erreicht hatte, fand er zu seinem Erstaunen das Parktor geschlossen. Am Hause selbst waren alle Jalousien heruntergelassen. Vorsichtig überstieg er die Umfassungsmauer und schlich unter den Parkbäumen bis zur Freitreppe, die zu der Eingangstüre der Villa hinaufführte. Kein Laut drang aus dem Hause. Er drückte leise die Türklinke nieder. Wider Erwarten war die Eingangstüre offen.

Als er in den halbdunklen Flur schlüpfte, sah er, daß die Jalousien alle aufstanden. Er trat nachsichernd in die Räume ein und bemerkte in dem spärlichen Licht, welches durch die Ritzen der Jalousien drang, daß alle Zimmer leer und die Möbel ausgedünnt waren. Langsam durchschritt er sämtliche Gemächer des Landhauses. Überall waren die Räume entleert und an einzelnen, wertlosen Gegenständen, die noch herumlagen, konnte man sehen, daß die Luftdämmung in aller Eile vor sich gegangen war. Rückwärts auf den Strand hinaus lagen die Küche und die Kammern der Diensthofen. In der Küche stand noch ein alter Tisch und einige Stühle.

Wie geistesabwesend war Michael an den Tisch herangeraten und hatte, einem unbewußten Zwange folgend, die Schubladen aufgezogen. Da schimmerte ihm ein weißes Kouverte entgegen. Hastig griff er danach und sah, daß es ein Brief von seiner Schwester Natascha war! In allen Gliedern zitternd setzte sich Michael auf einen der Stühle.

Dann öffnete er das Schreiben und las:

Mein lieber Bruder Mischka!

Meiner inneren Stimme folgend, schreibe ich dir diese Zeilen. Denn mein Gefühl sagt mir, daß du herber kommen wirst. Heute vor drei Monaten kam Kapitän Sergey Balkanoff gegen Abend auf schwarzbedecktem Pferde zu uns auf das Schloß geritten. Es war schon dunkel und wir hatten im Salon die Lampen angezündet. Mütterchen hatte sich bei mir auf den Divan gelegt, denn die Brust tat ihr so weh. Da stürmte Balkanoff zu uns herein und schrie: Ihr müßt weg, augenblicklich fort! Rote Matrosen hätten sein Gut überfallen und mit Wähe habe er sich noch retten lassen!

Können! Es seien mehr als hundert Mann und sie zögen in der Richtung auf uns zu. In höchstens einer Stunde könnten sie hier sein! Schonungslos und ohne Erbarmen ermordeten sie alles, was irgendwie herrschaftlich sei. Zu unserem Glück war seit der letzten Nacht der erste Schnee gefallen und so konnte Sergey mit Petrovitsch den Schritten anspringen. Inzwischen habe ich alles zusammengerafft, was mir zur Hand kam. Dann habe ich Mutter tüchtig in Pelz eingepackt und sind mit Sergey abgefahren.

Leider habe ich in der Aufregung nicht an das Geheimnis in deinem Jagdzimmer gedacht und so ist der Familienschmuck mit den englischen Bankpapieren zurückgelassen. Ich hatte nur einige tausend Rubel und den Schmuck, den ich selbst hatte. Wir sind die ganze Nacht hindurch bis nach Smolensk gefahren, wo wir gerade noch den Expresszug nach Odesa erreichten. Mit großer Mühe konnte Balkanoff noch ein paar Plätze bekommen, denn der Zug war überfüllt mit Flüchtlingen. Den Schritten mit den Pferden mußten wir vor dem Bahnhof stehen lassen, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie sprachen alle davon, daß es der letzte Zug wäre, denn niemand könne sagen, ob nicht vor uns die Geleise aufgerissen wären.

Unter vielen Drangsalen und Todesängsten sind wir hierhergekommen. Nun lieber Mischka, nimm dein Herz zusammen! — Mutter, — unser heißgeliebtes Mütterchen, ist nicht mehr! — Die Aufregungen, und all die ständlichen Schrecken haben ihr den Todesstoß gegeben. Welcher schon Herber brachte ich sie hier ins Strandhaus. Mit vielen Opfern konnte ich einen griechischen Arzt aufreiben, doch er konnte mir nur sagen, daß er nicht mehr helfen könne. Noch eine Woche hat Mütterchen gelebt, und dann starb sie in meinen Armen. „Mischka, mein Junge!“ war ihr letzter Seufzer. Heimlich in der Nacht haben wir aus der Stadt einen Sarg bringen lassen und unter der großen Zypressen im Garten haben Sergey und ich die Mutter begraben. Sergey wollte jede Berührung mit den Belebten vermeiden!

Noch acht Tage sind wir hier geblieben, und dann drängte Balkanoff für weiter. Wir mußten alle Möbel verkaufen, um die Plätze auf dem Schiff bezahlen zu können. Das Haus wollte ich nicht verkaufen, denn ich wollte dir nicht den Weg zu Mutters Grab verschleißen. Sergys Ziel ist Paris, denn er glaubt dort Bekanntschaft zu finden, die uns weiterhelfen. Sollten wir uns jemals wiedersehen, dann wirst du mich dort finden.

Lebewohl Mischka!

Deine unglückliche Natascha.

Wie lange Michael Semikoff auf dem Stuhle gesessen, wie in dumpfer Betäubung seine Tränen geflossen, wußte er nicht! Nur daß der Brief seiner Schwester frucht war, als er ihn in die Tasche steckte. Dann war er still aufgestanden und zu dem kleinen Hügel unter der Zypresse im Park gegangen. Stumm, regungslos stand er lange Stunden an dem Grabe seiner Mutter. Dann hatte er einen blühenden Mandelzweig gepflückt und ihn ganz leise auf das Grab gelegt.

# Wilde Pferde und zahme Biber

Naturschutzfarmen bei Dälmen in Westfalen

Die münsterländische Ebene hat etwas von der Steppe an sich. Riesige Flächen Weideland erstrecken sich nach allen Seiten. Nur im Hintergrund ahnt man den dunklen blauen Berge, am Horizont zieht niederes Gebüsch, gelbes Gies- und Kiefernwaldes dahin. Der Herzog von Croy ist Herr und Besitzer dieser ausgedehnten Gegend. Am Rande von Dälmen hat er seinen herrlichen Park. Fortwährend unterhalten sein berühmtes Gestüt wilder Pferde, — das einzige innerhalb des Deutschen Reiches. Eine kleine Kasse, aus Nord-England eingeführt, das sogenannte Schottland-Pony, wird hier gehalten, erzählt sich hier, in der deutschen Prarie selbst.

Zuerst kommt man an eine Umzäunung, ein Schild verwehrt allen „Unbefugten“ den Zutritt. Weit und breit ist niemand zu sehen. Man muß einmal an einem Sommertag in der münsterländischen Ebene gefahren haben, um diese völlige Stille und Einsamkeit auf sich wirken zu lassen. Vieles, was an der Droste unzugänglich und unverständlich bleibt, geht einem auf inmitten dieser völlig entseerten Landschaft. Kein Mensch, kein Laut, kein Vogel. Ein paar Karnikel, die über den Weg hoppelten. Irgendwo eine einsame Kiste. Und trotzdem nichts von Langeweile, nichts von Trostlosigkeit! Immer wieder hat das Auge an einem Busch, an einem Baum, an einem Schuppen, an einem Waldhäufel, an einer Weidengruppe Halt, obgleich diese einzelnen Dinge oft stundenweit aus- einanderliegen. Dann kommt ein ringsürmiger Graswall, etwa anderthalb Mann hoch. Das ist also der „Rancho“, — der künstlich geschaffene Kessel, in welchem die Pferde eingefangen werden. An der Innenseite hoch oben sind Sitzplätze wie in einem Zirkus. Alljährlich im Herbst ist ein großer Tag angelegt, an dem die Zähllinge zusammengetrieben werden in diesen „Zirkus“. Von weither, aus Holland und Luxemburg, und aus allen Teilen Westdeutschlands kommen dann Bauern und Hofbesitzer und bezahlen für diese „Vorstellung“ hohe Platzmieten, nur um dem herrlichen Schauspiel des Pferdefanges beizuwohnen. Wie in den Pampas werden die wilden Tiere mit Lasso eingefangen. Dann kommen die Tiere gleich an Ort und Stelle zur Versteigerung.

Hinter dem Graswall liegen die Stallungen, auch sie völlig vereinsamt. Sprechen und Rufen macht niemand und nichts lebendig, außer einer Handvoll Karnikel, die überfüllt nach allen Seiten fliehen. Ganz hinten am Horizont, etwa zwanzig Minuten weiter, die Pferdefoppel.

Die Wildpferde machen einen höchst friedlichen Eindruck. Sie stehen in der Mittagshitze zusammen, kaum eines hebt einmal den Kopf. Sie sind es offensichtlich gewohnt, Menschen zu sehen. Etwas abseits eine Schwemme. Dort hält sich die weite Hälfte der Tiere am Wasser auf. Es mögen im ganzen etwa 200 Pferde sein. Ruhig und friedlich liegen sie da. Erst als ein Tier sich herauslöste und langsam dem Wasser zutrotzte, schlichen sich die anderen in langer Kette an, die Füllen immer neben oder zwischen den Alten. Zum Schluß bleibt nur ein kleiner Rest zurück und das dazugehörige Muttertier groß in seiner Nähe ruhig weiter, obgleich die anderen Kameraden längst davongegangen sind. Erst als sich das Kleine erhebt, geht auch die Mutter mit ihm langsam davon.

Etwas eine Stunde entfernt, näher nach Dälmen zu und mehr in hügeligem Gelände gibt es eine zweite Sehenswürdigkeit: die Biberfarm. Biberfarmen gibt es in Deutschland schon mehrere — so verliert der Fischmeister —, aber keine ist so gut angelegt wie diese. Auch sie gehört dem Herzog von Croy.

Man zieht auf dieser Farm den Sumpfbiber. Er ist kleiner als der Landbiber oder sein Artgenosse aus Kanada, den man übrigens ebenfalls mit Erfolg in Deutschland eingeführt hat. Der Sumpfbiber nährt sich von Schilf und ist deshalb besonders geeignet, Fischteiche zu reinigen. Das war auch der eigentliche Grund, weshalb man ihn hier angelegt hat. Die umliegenden Fischteiche waren nämlich zugewachsen und in ihrem Ertrag fast zurückgegangen: von fünfzig Zentner war der Ertrag an Karpfen, Schleien und Hechten auf acht Zentner gesunken. Nach der Reinigungsarbeit der Biber stieg der Gewinn in einem Jahre wieder auf 30 und im nächsten schon auf 80 Zentner. Neben diesem Nutzen als „Reinigungsgerät“ hat der Biber aber auch Eigenwert durch sein Fell. Jedes Biberfell ist durchschnittlich 40 RM. wert. Wenn man sich ausrechnet, daß hier vierzig Biberfamilien angelegt sind, daß jede dieser Familien zweimal im Jahre Junge bekommt, durchschnittlich fünf Stück, so vermag man den Nutzwert dieser Farm einigermaßen abzuschätzen.

Die vierzig Familien sind in besonderen Gehegen untergebracht, die gegeneinander streng abgeschlossen sind. Am Ende jedes dieser Gehege, in deren Mitte ein Biberhäuschen liegt, ist eine Wassertrinne, tief genug, um den Tieren das Schwimmen und Tauchen zu ermöglichen.

Hoch stand die Sonne in den Mittag hinein, als Michael zur rückwärtigen Seite des Hauses zum Seestrand hinunterging. Da fiel sein Blick auf den Bootschuppen, der von Eukalyptusbäumen überwuchert war. In dem niederen Häuschen wurde das gute, seetüchtige Segelboot verwahrt. Sein Vater hatte Freude an diesem Sport. Als er noch lebte, hatten sie alle zusammen herrliche Stunden auf dem Meere verbracht. Schon wollte Michael vorübergehen, in dem Gedanken, daß Natascha auch das Boot veräußert habe. Da sah er durch das Gebüsch, daß die Türen des Bootshauses geschlossen waren und das Schloß an der eisernen Vorlesungstange hing. Michael erinnerte sich, daß sie den Schlüssel immer zwischen zwei Sparren des Daches versteckt hatten und als er danach suchte, fand er ihn. Er reinigte ihn von dickem Rost und nach einiger Anstrengung sprang das Schloß auf.voller Erwartung öffnete er die Türflügel und sah zu seinem freudigem Erstaunen das Segelboot ordnungsgemäß auf den Böden liegen. Nach sorgfältiger Überprüfung fand er, daß das Boot im guten Zustande und seetüchtig war.

Michael überlegte: Wenn er in vorrätiger Küstenlicht blieb, konnte er im Boote die Seereise aus den russischen Gewässern bis zur rumänischen oder türkischen Küste wagen.

Er schloß das Boothaus wieder und ging zur Stadt zurück. Als er in der Laverne, in der er sein Pferd stehen hatte, ankam, bat er den Wirt zu sich auf seine Kammer. Er war ein Georgier und machte einen vertrauensvollen Eindruck. Es blieb Michael nichts anderes übrig, er mußte es eben darauf ankommen lassen.

„Hör“, sprach er zu ihm, „das Pferd, welches ich bei dir im Stalle stehen habe, gehst du mir nur aus meinem Strandhaus, welches draußen bei den Viktorishügeln liegt, ein Segelboot karmachen. Und besorge mir bis zum Abend einige Lebensmittel, die für eine Bootsfahrt bis nach St. Georgia oder Salina reichen!“

Der Wirt hatte ihn sofort begriffen, und sah ihm ernst in die Augen.

„Sehr wohl Euer Gnaden! Was ich tun kann, soll geschehen!“ Er wußte wohl, wem die prunkvollen Strandvillen dort an den Viktorishügeln gehörten.

„Nicht so laut“, machte Michael, „ich werde dir auch eine Verwaltungsbürokratie ausfertigen über die Villa. Mit Hausverkauf wird sich zur Zeit auch der geriebene Spekulant nicht befassen. Vielleicht später einmal.“

Der Wirt, ein noch junger Mann, lächelte sich gefreut und verschwand eifrig. Michael blieb in seiner Stube zurück und erwartete mit Hangen und Bangen die Stunden, bis es dämmerte. Denn er hatte schließlich keine Garantie dafür, daß ihn der Wirt nicht dennoch den roten Agenten des Unsturzes verrät. Aber als es anfang, dunkel zu werden, kam er, einen großen Packer schleppend.

„Ich habe Glück gehabt, Herr“, sagte er, als er in das Zimmer Michaels trat, „hier ist Proviant für gut vierzehn Tage!“

Michael atmete auf! Denn das war die letzte gefahrvolle Klippe, die ihm hätte auf seiner Flucht noch verhängnisvoll werden können.

„Ich danke dir, Strakbul! Wenn du etwas Siegelack im Hause hast, gib es mir. Ich habe das Papier geschrieben, daß dich zum berechtigten Verwalter macht. Ich habe gesehen, daß ich dir mein Vertrauen schenken kann. Jedoch bitte ich dich, das Besitztum so lange zu halten, wie es möglich ist. Das Grab meiner Mutter befindet sich im Garten. Sie ruht erst seit einigen Wochen in der Erde. Kasse dir vom enalischen Konsul die Urkunde bestätigen, denn das Grundstück ist als englischer Besitz der Lady Langham eingetragenen, im Falle man die einmal Schwierigkeiten machen sollte. Wenn du mir einen besonderen Dienst erweisen willst, so erichte ein einfaches Holzkreuz auf dem kleinen Hügel unter der großen Zypresse im Park, den ich dir nachher noch zeigen werde!“

(Fortsetzung folgt.)

„Fürchten Sie nichts für die Tiere, wenn sie so im Freien hausen? Der Biber hat doch sicher seine Feinde?“ Unser Fischmeister lächelt: „Der gefährlichste Feind ist sein Artgenosse! — Das Schlimmste, was hier passieren kann; ist, daß sich die eine Familie zu der anderen hin einen Gang gräbt und die einzelnen Tiere aneinandergreifen. Das geht meist nicht ab, ohne daß eins auf der Strecke bleibt.“ Er zeigte im „Biber-Krankenhaus“ ein Tier, das er gesondert hält und wieder aufpumpt, völlig teilnahmslos liegt es im Wasser und ist krank — gebissen von Leinsoaleichen. H. Bachmann.

## „Chamäleons“ in der Tierwelt

In der Tierwelt besitzt nicht nur das Chamäleon die Fähigkeit, sein Aussehen zu verändern, um sich vor seinen Feinden zu verbergen. Es gibt eine Reihe von anderen Tieren, die in der Maskierungskunst vielleicht noch größere Meister sind. Die in Afrika vorkommenden winzigen Marienkäfer werden von Vögeln und Reptilien verschmäht, weil sie einen bitteren Geschmack haben. Diese Eigenschaft kommt einer kleinen Spinneart zugute, die sich in aller Ruhe überall bewegen kann, weil ihr Körper eine Zeichnung aufweist, die derjenigen der Marienkäfer so ähnlich ist, daß man nur ganz in der Nähe einen Unterschied zwischen diesen Tieren sehen kann, so daß also die Vögel und Reptilien auf diese Weise um einen leichten Bissen gebracht werden. Auch viele Raupen entgehen nur dadurch ihren Feinden, daß sie den Zweigen, auf denen sie kriechen, so völlig gleich sind. Ebenso gibt es Fische, deren Haut die Farbe des umgebenden Wassers annimmt. Man hat im Aquarium einen dieser flunderähnlichen Fische in einen Behälter getan, dessen Boden ein Schachbrettmuster aufwies, und nach ganz kurzer Zeit zeichnete sich auf der Oberfläche des Fisches ein Schachmatt ab.

## Richtig gerechnet

Karl Valentin traf eines Tages einen alten Schuldner wieder, den er seit Jahren nicht gesehen hatte und der — er war mit Valentin befreundet — keineswegs daran dachte, das geliebte Geld zurückzugeben. Der Freund aber hatte sich gewappnet und rief ihm fröhlich und unbekümmert zu: „Karl, wie lange haben wir uns nicht gesehen!“ — Valentin rechnete nach: „Dös müssen ja heut' mit Zinsen akkurat 342 Markl san!“

Hauptredakteur Georg Winkel (s. Verreist);  
Verleger: Dr. Gerhard Desegh.  
Verantwortlich für Inhalt u. Bilder: Dr. Gerhard Desegh in Dresden.  
Verantwortlicher Anzeigenleiter: Theodor Winkel, Dresden.  
Druck und Verlag: Germania-Verlagsdruckerei Dresden, Kellerstr. 17.  
D. W. VI. 39: über 4500. — 3. Zl. ist Preisliste Nr. 4 gültig.